

Für Nicole, Sophia und Valentin

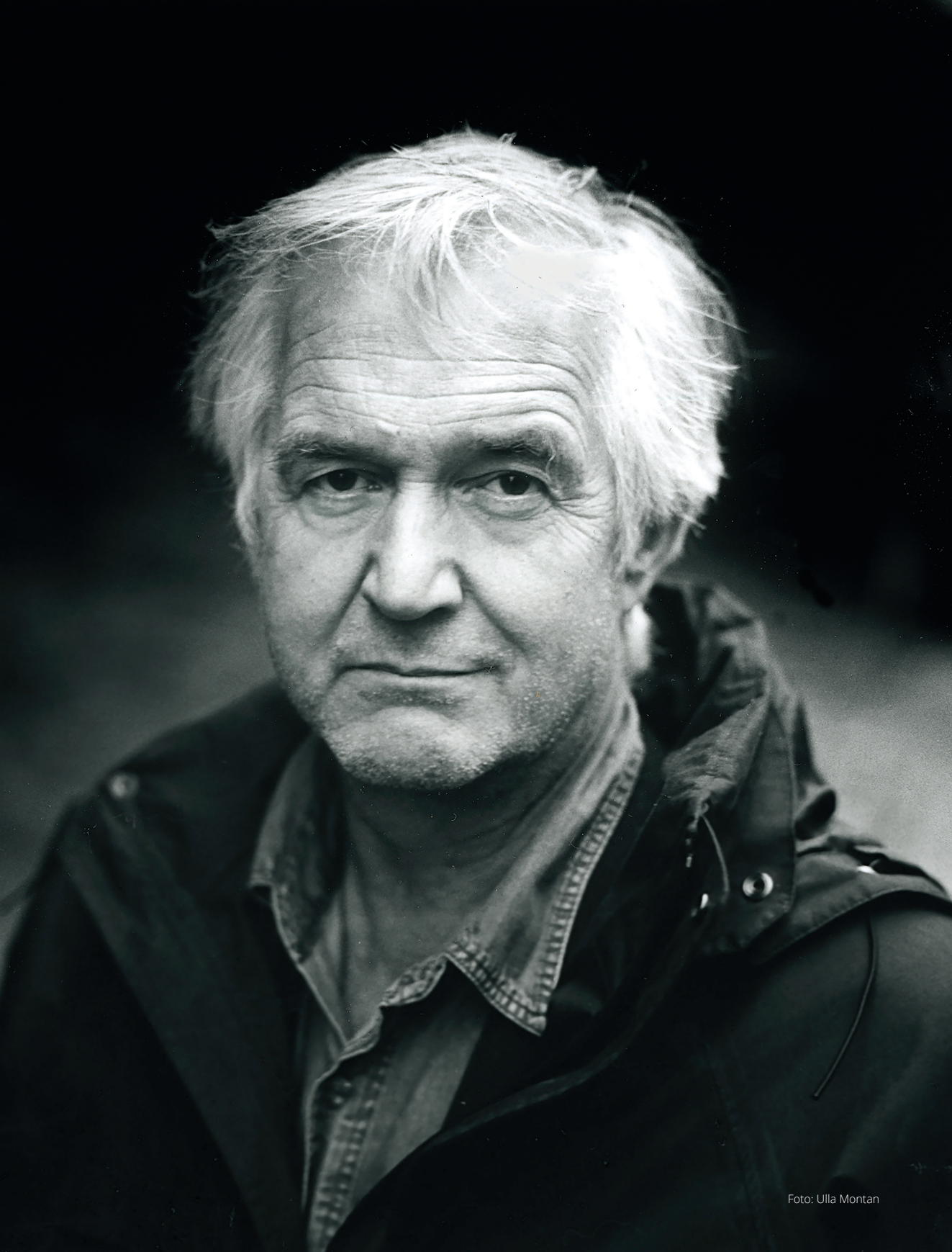


Foto: Ulla Montan

WIE ES ANFING, WIE ES ENDETE UND WAS DAZWISCHEN GESCHAH

von Henning Mankell

In einem Karton ganz unten im Keller liegen ein paar staubige Tagebücher. Sie reichen zeitlich weit zurück. Seit 1965 ungefähr habe ich Tagebuch geschrieben, mit unregelmäßiger Regelmäßigkeit, könnte man sagen. In ihnen gibt es alles, von aphoristischen Versuchen bis zu reinen Notizen über Dinge, die ich möglichst am darauffolgenden Tag nicht vergessen haben wollte. Die Tagebücher sind voller Lücken, manchmal monatelang. Doch bisweilen habe ich jeden Tag geschrieben.

So auch im Frühjahr 1990. Ich war von einem längeren Aufenthalt in Afrika zurückgekehrt, wo ich damals halbjahresweise wohnte. Zu Hause stellte ich schnell fest, dass sich rassistische Tendenzen in Schweden erschreckend verbreitet hatten, während ich fort war. Unser Land ist niemals ganz frei von diesem gesellschaftlichen Übel gewesen. Aber jetzt sah ich, dass es dramatische Ausmaße angenommen hatte. Einige Monate später beschloss ich, über Rassismus zu schreiben. Eigentlich hatte ich andere Pläne gehabt, aber dies schien mir wichtig. Viel wichtiger.

Als ich darüber nachdachte, welche Art von Geschichte es werden sollte, kam ich schnell zu dem Schluss, dass ein Kriminalroman das Natürlichste wäre. Ganz einfach deshalb, weil in meiner Auffassung rassistische Handlungen kriminell sind. Die logische Folge war, dass ich einen Ermittler brauchte, einen Kriminalexperten, einen Polizisten. An einem Tag im Mai 1990 schreibe ich in mein Tagebuch – kaum lesbar für jemand anderen als mich selbst: Der wärmste Tag in diesem Frühling. Bin über die Felder gegangen. Viel Vogelgesang. Mir wurde klar: Dem Polizisten, den ich beschreiben will, muss bewusst sein, wie schwer es ist, ein guter Polizist zu sein. Verbrechen verändern sich in dem Maße, wie eine Gesellschaft sich verändert.

Wenn er seine Arbeit gut machen soll, muss er wissen, was in der Gesellschaft passiert, in der er lebt. Ich wohnte damals in Skåne, mitten im sogenannten "Wallanderland", auf einem Hof am Rande des Dorfes Trunnerup. Vom Hofplatz aus konnte ich das Meer und viele Kirchtürme sehen. Als ich von meinem Spaziergang zurückkam, holte ich das Telefonbuch heraus. Zuerst fand ich den Vornamen Kurt. Er war kurz und angenehm normal. Dazu würde ein längerer Nachname passen. Ich suchte lange und landete bei Wallander.



Ystads Sandskog

Auch das klang weder zu gewöhnlich noch zu ungewöhnlich. So sollte er also heißen, mein Polizist. Kurt Wallander. Und ich gab ihm das gleiche Geburtsjahr, das ich habe, 1948. (Auch wenn Pedanten meinen, dass dies nicht in allen Büchern so ist. Sicherlich nicht, möchte ich sagen. Aber was stimmt schon im Leben?)

Alles, was man schreibt, reiht sich in eine Tradition ein. Autoren, die glauben, außerhalb jeder literarischen Tradition zu stehen, lügen. Man wird nicht aus dem Nichts heraus Künstler. Als ich überlegte, wie ich "Mörder ohne Gesicht" schreiben sollte, merkte ich, dass die beste und Kriminalgeschichte, die ich mir vorstellen konnte, das klassische griechische Drama ist. Diese Tradition ist mehr als zweitausend Jahre alt. Ein Stück wie Medea, das von einer Frau handelt, die ihre Kinder tötet, weil sie eifersüchtig auf ihren Mann ist, zeigt den Menschen im Spiegel des Verbrechens. Es verdeutlicht die Gegensätze und Widersprüche, die es zwischen uns und in uns gibt. Zwischen Individuen und Gesellschaft, zwischen Traum und Wirklichkeit. Manchmal schlagen diese Spannungen in Gewalt um, zum Beispiel als Rassenkämpfe. Und dieser Spiegel des Verbrechens geht zurück bis zu den griechischen Autoren. Sie inspirieren uns noch heute. Der einzige Unterschied zwischen damals und heute ist, dass es damals noch kaum ein Polizeiwesen gab.



Konflikte wurden auf andere Weise gelöst. Oft waren es die Götter, die über die Schicksale der Menschen bestimmten. Aber das ist eigentlich der einzige grundlegende Unterschied. Der große dänisch-norwegische Autor Aksel Sandemose hat einmal sinngemäß gesagt: "Das Einzige, worüber es sich lohnt zu schreiben, sind Liebe und Mord."

Vielleicht hat er Recht. Hätte er noch Geld hinzugefügt, dann hätte er eine Dreieinigkeit geschaffen, die auf die eine oder andere Weise in jedem Stück Literatur enthalten ist, heute wie damals und vermutlich auch in Zukunft. Ich habe den Roman ohne jeden Gedanken daran geschrieben, dass es mehrere Wallander-Bücher werden könnten. Aber nachdem einen Preis bekommen hatte, begriff ich, dass





Yacht- und Segelboothafen von Ystad

ich möglicherweise ein Instrument gefunden hatte, auf dem sich weiter spielen ließe. Es kam zu einem weiteren Buch, "Hunde von Riga", das davon erzählt, was nach dem Fall der Berliner Mauer in Europa geschah. Ich flog nach Riga und dachte danach immer wieder, ich müsste eigentlich auch ein Buch über diese Wochen schreiben, die ich in Lettland verbracht hatte. Es war eine merkwürdige Zeit. Die Spannungen zwischen Russen und Letten waren noch nicht explodiert. Aber als ich mit einem lettischen Polizisten sprechen wollte, musste dies heimlich in einer spärlich beleuchteten Kneipe geschehen. Viel von der Atmosphäre bekam ich zwangsläufig mit, weil es so schwierig war, sich in einem Land zu bewegen, in dem diese politischen Spannungen schwelten.

Doch auch nach dem zweiten Buch war ich noch nicht davon überzeugt, dass es eine Fortsetzung der Serie über Kurt Wallander geben würde. Aber am 9. Januar 1993 setzte ich mich in meiner kleinen Wohnung in Maputo hin, um mein drittes Buch zu schreiben. Es sollte "Die weiße Löwin" heißen und von der Situation in Südafrika handeln. Nelson Mandela war einige Jahre zuvor aus dem Gefängnis



entlassen worden. Doch noch immer herrschte große Angst davor, dass ein Bürgerkrieg ausbrechen könnte, der das Land ins Chaos stürzen würde. Man brauchte nicht lange nachzudenken, um zu dem Schluss zu kommen, dass die Ermordung Mandelas das Schlimmste wäre, was jetzt hätte passieren können. Dann wäre ein Blutbad durch nichts mehr zu verhindern gewesen.

Kurz bevor ich mich daransetzte, das Buch zu schreiben, wurde ich sehr krank. Ich hatte mich schon länger kränkelnd durch Maputo geschleppt, müde, bleich und schlaflos. Hatte ich vielleicht Malaria? Aber bei den Tests wurden keine Parasiten in meinem Blut gefunden. Da traf ich eines Tages einen Freund, der mich ansah und sagte: "Du bist ja ganz gelb im Gesicht!" Ich erinnere mich nicht, wie ich ins Krankenhaus in Johannesburg gekommen bin. Dort wurde eine aggressive Gelbsucht festgestellt, die ich allzu lang verschleppt hatte. Ich lag im Krankenhaus und dachte mir nachts die Geschichte aus. Als ich gesund war und nach Maputo zurückfahren konnte, hatte ich sie so weit fertig. Wenn ich mich richtig erinnere, schrieb ich die letzte Seite zuerst. Dort wollte ich hin! Am 10. April des selben Jahres,



als ich das Manuskript bereits an meinen Verleger geschickt hatte, bestätigte sich auf schreckliche Weise, dass ich richtiggelegen hatte. Ein fanatischer Apartheidsanhänger erschoss am Karfreitag Chris Hani, den Sprecher der kommunistischen Partei Südafrikas und zweiten Mann des African National Congress. Ein Bürgerkrieg brach dank Nelson Mandelas kluger Politik nicht aus. Aber ich frage mich noch heute, was geschehen wäre, wenn nicht Chris Hani, sondern Mandela das Opfer gewesen wäre.

Über die Wallander-Romane wird manchmal gesagt, dass sie Ereignissen vorgegriffen haben, die später tatsächlich eingetreten sind. Ich glaube, das stimmt. Ich bin fest davon überzeugt, dass es nicht unmöglich ist, in gewisser Weise die Zukunft zu erahnen. Dass wir es in Schweden und Westeuropa mit einer neuen Form der Kriminalität zu tun bekommen würden, wenn die Sowjetunion zusammenbrach und die Ostblockstaaten geöffnet würden, schien mir selbstverständlich. Und so kam es auch. Dem Roman "Der Mann, der lächelte" liegt der schlimmste Raub zugrunde, den man begehen oder der an einem begangen werden kann, und das heißt eben nicht, dass jemandem sein Besitz gestohlen wird. Hier wird ein Teil eines Menschen gestohlen, ein Organ, das dann zu Transplantationszwecken weiterverkauft wird. Als ich anfang dieses Buch zu schreiben, wusste ich, dass ein solcher Handel zunehmen würde. Heutzutage ist es eine gut laufende Industrie, die stetig wächst.

Natürlich habe ich mich gefragt, warum Wallander in so vielen verschiedenen Ländern und Kulturen so beliebt geworden ist. Was führte eigentlich dazu, dass er zum Freund so vieler Menschen wurde? Eine eindeutige Antwort gibt es wohl nicht. Aber vielleicht gibt es Teilerklärungen. Hier eine, die mir am wahrscheinlichsten scheint: Vom ersten Augenblick an, schon während jenes Frühlingsspaziergangs über die Felder, war mir klar, dass ich einen Menschen schaffen musste, der so war wie ich und wie der unbekannte Leser. Ein Mensch, der sich ständig veränderte, sowohl mental als auch physisch. Genauso wie ich mich stetig änderte und entwickelte. Dies führte bald zu dem, was ich etwas ironisch das "Diabetessyndrom" nenne.

Nach dem dritten Roman fragte ich Victoria, eine befreundete Ärztin, die die Bücher gelesen hatte: "Welche Volkskrankheit würdest du diesem Mann geben?" Ohne zu zögern, antwortete sie: "Diabetes." So bekam Wallander Diabetes, als ich das nächste Mal über ihn schrieb. Und das machte ihn noch beliebter. Niemand kann sich vorstellen, dass James Bond auf der Jagd nach einem Schurken plötzlich stehen bleibt, um sich Insulin zu spritzen. Aber Wallander kann das tun, und deshalb ist er ein Mensch wie jeder andere auch; einer, der von Krankheiten, Schwächen und Problemen heimgesucht wird. Er hätte Rheuma oder Gicht bekommen können, Herzrhythmusstörungen oder gefährlich hohen Blutdruck. Aber es wurde Diabetes, und daran leidet er bis zum Schluss, auch wenn er die Krankheit unter Kontrolle hat. Natürlich gibt es noch andere Gründe dafür, dass Wallander so viele Leser hat. Aber ich glaube, das Ausschlaggebende ist seine Wandelbarkeit. Es ist eigentlich ganz einfach:



Västra Kustvägen bei Svarte



Fridolfs Konditorei

Ich kann nur Bücher schreiben, die ich auch selbst lesen möchte. Und eine Geschichte, in der ich entweder schon nach der ersten Seite alles über die wichtigste Person weiß oder merke, dass mit ihm oder ihr auf den nächsten tausend Seiten nichts passieren wird, könnte ich nicht lesen. In der Welt der Kunst kann man sich Freunde machen. Sherlock Holmes bekommt noch immer Briefe in die Baker Street in London. Ich selbst bekomme Briefe, E-Mails und Anrufe aus vielen Ländern. Ich werde auf der Straße angesprochen, in Göteborg wie auch in Hamburg. Es sind freundliche Fragen, und ich antworte, so gut ich kann. Meist sind es Frauen, die sich melden und die Wallander von seiner Einsamkeit heilen wollen. Auf solche Briefe antworte ich selten. Ich glaube auch nicht, dass diejenigen, die sie schreiben, eine Antwort erwarten.


Die Menschen sind doch trotz allem recht vernünftig. Man kann nicht mit einer literarischen Figur zusammenleben, so gerne man das auch möchte. Man kann sie als imaginären Freund haben, den man hervorholen kann, wenn man ihn braucht. Die Aufgabe der Kunst ist es unter anderem, den Menschen Weggefährten zu schenken. Ich habe auf Gemälden Menschen gesehen, von denen ich hoffe, ihnen eines Tages auf der Straße zu begegnen. In Büchern oder Filmen gibt es Menschen, die am Ende so lebendig erscheinen, dass wir fast erwarten, sie an der nächsten Ecke vor uns auftauchen zu sehen. Wallander ist einer dieser Menschen, die sich hinter so einer Ecke verbergen. Aber sie kommen nie hervor, um sich zu zeigen. Zumindest mir zeigen sie sich nicht. Einmal hat es mir fast die

Sprache verschlagen. Das war 1994. In Schweden sollten wir darüber abstimmen, ob wir in die EU wollten oder nicht. Ich ging die Vasagatan in Stockholm entlang. Ein älterer Mann sprach mich an. Er war sehr freundlich und versiert und fragte, ob ich derjenige sei, für den er mich hielt. Ich antwortete: Ja. Da sagte er: Ich frage mich, ob Kurt Wallander für oder gegen die EU stimmen würde. Seine Frage war ernst gemeint. Daran zweifelte ich keinen Augenblick. Seine Neugier war echt. Aber was sollte ich antworten? Ich hatte natürlich nie darüber nachgedacht. Ich überlegte schnell, was ich über das eventuelle Interesse der schwedischen Polizei an einem EU-Beitritt wusste. Schließlich sagte ich: "Ich glaube, er würde für das Gegenteil dessen stimmen, was ich möchte." Und dann ging ich, ohne dem freundlichen Mann die Möglichkeit zu geben, weitere Fragen zu stellen.



Dieses Mal stimmte ich gegen die Mitgliedschaft. Wallander hat also dafür gestimmt, davon bin ich überzeugt. Eine Frage, die mir häufig gestellt wird, ist, welche Bücher Wallander liest. Das ist eine gute Frage, denn sie ist schwer zu beantworten. Manchmal habe ich gedacht, er liest die die Art von Büchern, die ich schreibe. Aber ganz sicher bin ich mir nicht. Leider glaube ich auch nicht, dass Wallander besonders gerne liest, und bedauerlicherweise liest er wohl kaum Poesie. Aber ich stelle mir vor, dass er sich für Geschichte interessiert, Sachbücher und historische Romane. Und ich glaube, er hegt eine alte Liebe für die Bücher über Sherlock Holmes. Manche Menschen glauben, das, was ich jetzt erzählen werde, habe nichts mit der Wahrheit zu tun. Aber das hat es. Es ist kein Mythos. Es ist wirklich passiert: Vor ungefähr fünfzehn Jahren fing ich an, wieder ein Buch zu schreiben, in dem Wallander die Hauptrolle spielen sollte.





Ich schrieb etwa hundert Seiten – das ist die Grenze, ab der ich ernsthaft anfangen daran zu glauben, dass es ein Buch werden wird. Aber das wurde es nicht. Nach ein paar weiteren Seiten hörte ich auf und verbrannte – buchstäblich – alles, was ich ausgedruckt hatte. Außerdem löschte ich die Datei, und als ich kurze Zeit später den Computer auswechselte, zerstörte ich die alte Festplatte.

Ich glaube behaupten zu können, dass es keinerlei Einsen und Nullen mehr gibt, die sich verwenden ließen, um die hundert Seiten wiederherzustellen. Ich schrieb den Roman nie zu Ende, weil er mir zu grausam war. Ich brachte es nicht über mich. Er sollte von Kindesmissbrauch handeln. Heute sehe ich natürlich ein, dass ich ihn hätte schreiben sollen. Kindesmissbrauch ist eines der schlimmsten Verbrechen in der heutigen Welt. Schweden bildet da keine Ausnahme. Aber zu dem Zeitpunkt wurde es mir zu viel. Ich konnte es einfach nicht. Ich kann verstehen, wenn es Leute gibt, die das nicht glauben können. Schließlich habe ich in meinen Büchern Dinge beschrieben, die ebenfalls grauenhaft zu nennen sind. Ich kann dazu nur sagen, dass viele Szenen mir schwer zu schaffen machten, als ich sie zu Papier brachte. Aber ich weiß auch, dass das, was im täglichen Leben passiert, immer schlimmer ist, als das, was ich beschreibe. Meine Fantasie kann die Wirklichkeit niemals übertreffen. Deshalb muss ich manchmal über furchtbare Dinge schreiben, um meine Glaubwürdigkeit nicht zu verlieren.

Nach "Die weiße Löwin" wusste ich, dass das Phänomen Wallander tatsächlich ein nützliches Instrument war. Im selben Moment wurde mir aber auch klar, dass ich mich vor dem Charakter, den ich geschaffen hatte, in Acht nehmen musste. Von jetzt an bestand immer die Gefahr, dass ich vergaß, mit dem ganzen Orchester zu spielen, und ihn einsam ins Horn stoßen ließ. Für mich war immer wichtig: Zuerst kommt die Geschichte. Immer. Und dann musste ich schauen, ob Wallander ein gutes Instrument für ebendiese Geschichte war oder nicht. Regelmäßig sagte ich mir: Jetzt mache ich etwas anderes. Ich schrieb Bücher, in denen er nicht vorkam, Romane, die nicht von Verbrechen handelten, Theaterstücke. Anschließend konnte ich zu ihm zurückkehren, ihn wieder loslassen, etwas anderes schreiben, ihn wieder verwenden.

Immer hatte ich eine warnende Stimme in mir. "Du musst rechtzeitig aufhören." Mir war das Risiko bewusst, dass ich mich eines Tages fragen könnte: "Was soll ich mir jetzt für ihn ausdenken?" Dass er und nicht die Geschichte an die erste Stelle träte. Dann wäre es an der Zeit gewesen, aufzuhören. Ich glaube, dass ich heute mit Recht sagen kann, dass dies nie passiert ist, dass Wallander nie wichtiger wurde als die Geschichte selbst. Wallander ist nie zu einer Belastung geworden. Doch es gab auch noch ein anderes Warnsignal, das in mir tickte: Ich durfte beim Schreiben nicht in Routine verfallen. Wenn das geschähe, würde ich in eine gefährliche Klemme geraten. Es würde bedeuten, sowohl den Lesern als auch mir selbst zu wenig Respekt zu erweisen. Die Leser würden teures Geld für ein Buch bezahlen, nur um festzustellen, dass der Autor müde geworden war und im Leerlauf schrieb. Und für mich selbst hätte sich meine Autorschaft in etwas verwandelt, das mich nicht mehr erfüllte. Deshalb habe ich aufgehört, als es noch Spaß machte. Der Entschluss, das letzte Buch zu schreiben, zog sich hin. Es dauerte ein paar Jahre, bis ich bereit war, den letzten



Punkt zu setzen. Den setzte übrigens meine Frau Eva. Ich hatte das letzte Wort geschrieben und bat sie, die Taste mit dem Punkt zu drücken. Das tat sie. Und damit war das Märchen zu Ende. Und jetzt? Da ich mit ganz anderen Büchern arbeite? Ich werde oft gefragt, ob er mir fehle. Dann antworte ich so, wie es ist: "Er sollte nicht mir fehlen, sondern dem Leser." Ich denke nie an Wallander. Für mich ist er jemand, der in meinem Kopf existiert. Die drei Schauspieler, die ihn in Film und Fernsehen gespielt haben, haben in großartiger Weise ihre ganz eigene Version erzählt. Das hat mir viel Freude gemacht. Aber er fehlt mir nicht. Und ich habe nicht Sir Arthur Conan Doyles Fehler wiederholt, der seinem Herrn Holmes halbherzig das Leben genommen hat. Ausgerechnet die letzte Geschichte über Sherlock Holmes ist eine der am wenigsten gelungenen. Wahrscheinlich, weil Doyle tief in seinem Innern wusste, dass er da etwas tat, was er bereuen würde.

Zuweilen werde ich auf der Straße angesprochen und gefragt, ob ich nicht doch noch einen Wallander schreiben werde. Und wie das eigentlich mit seiner Tochter Linda sei, die auch Polizistin wurde? Hatte ich nicht einmal gesagt, dass sie zukünftig die Hauptrolle spielen würde? Hatte ich nicht vor zehn Jahren ein erstes Buch über sie geschrieben, Vor dem Frost? Ich will nicht ganz ausschließen, dass es noch ein oder mehrere Bücher geben wird, in denen Linda Wallander die Geschichte vorantreibt. Aber sicher bin ich mir nicht. In meinem Alter werden die Grenzen enger. Die Zeit, die immer knapp ist, wird es in noch höherem Maße. Ich muss mich immer klarer entscheiden, was ich nicht tue. Das ist die einzige Möglichkeit, die Zeit, die ich habe – und niemand weiß, wie lang sie sein wird, für das zu nutzen, was mir am wichtigsten ist. Aber ich bereue nicht eine Zeile der Tausenden von Seiten, die ich über Wallander geschrieben habe. Ich glaube, dass die Bücher vor allem deshalb lebendig sind